



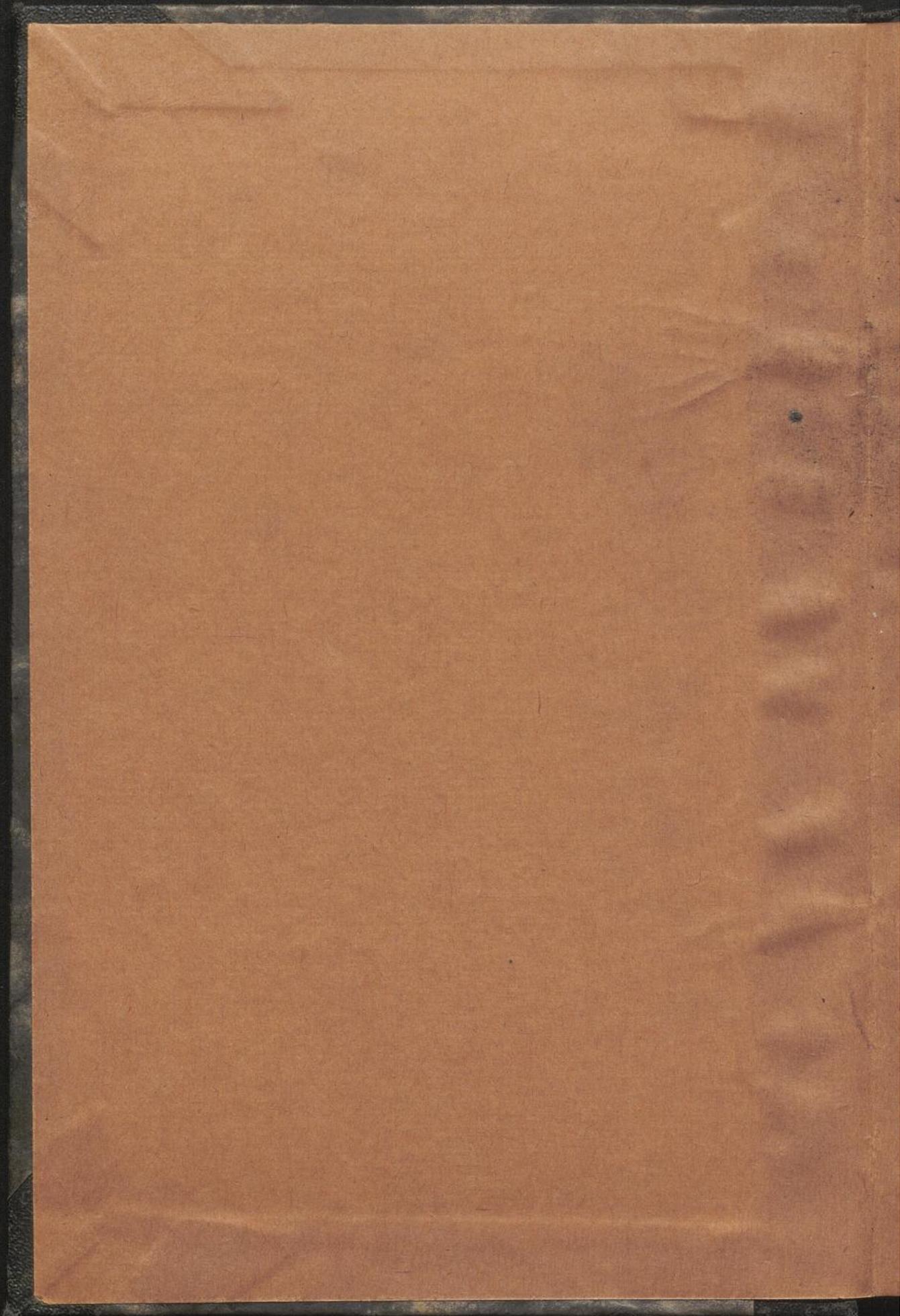
UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

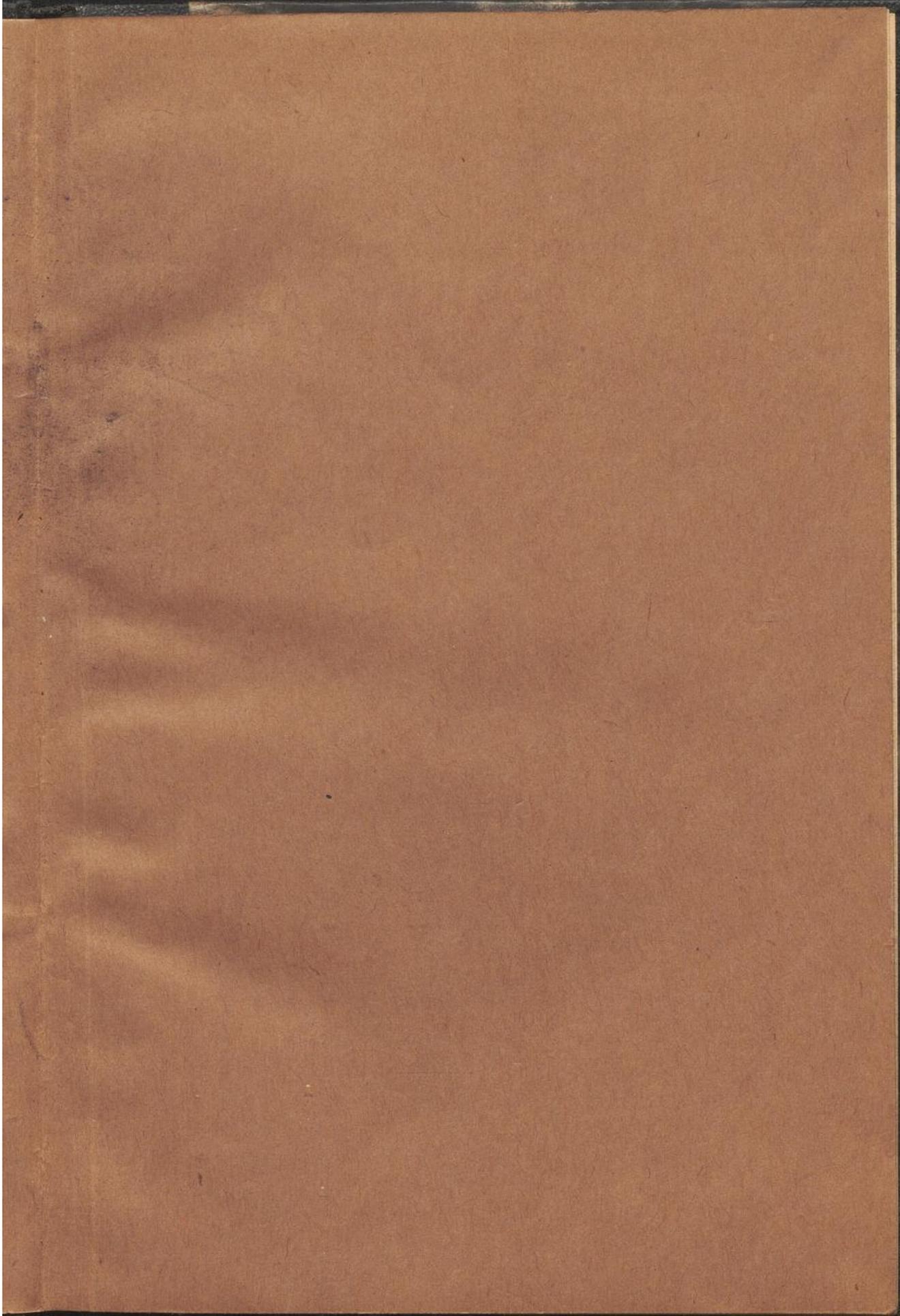
## **Caritasblüten aus der Mission 1937**

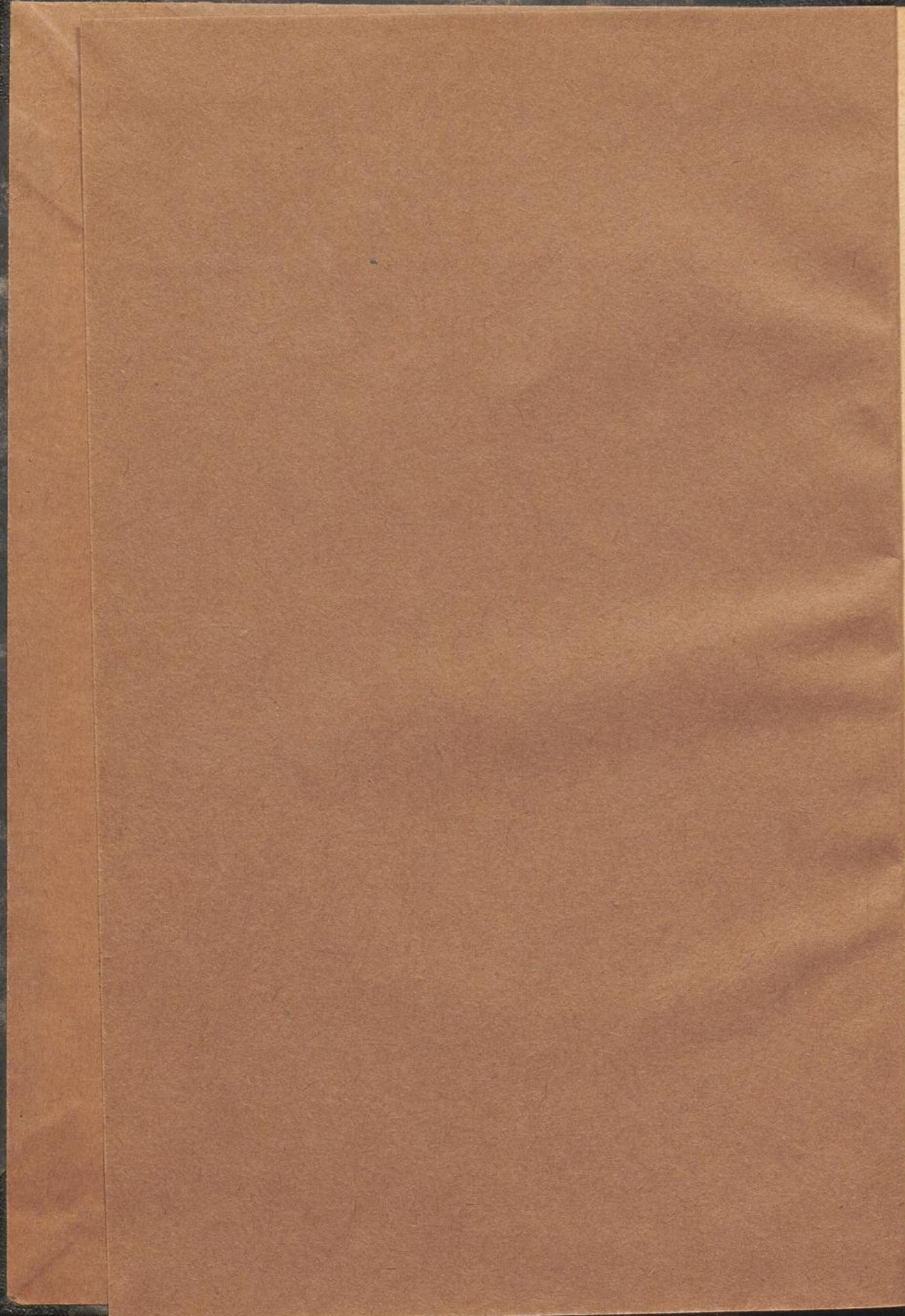
1 (1937)

---

iten







# Caritasblüten

Nr. 1

Januar

1937



In dieses Namens Kraft und Macht  
Wird Gnade uns zuteil,  
Aus ihm strömt Licht in düst'rer Nacht,  
Er tröstet und bringt Heil!

## Glückseliges neues Jahr!

Von Glück wird viel geträumt und viel gesprochen,  
Nur Glück sucht überall des Menschen Herz,  
Der Drang nach Glück ist ja in ihn geboren,  
Doch bleibt ihm nicht erspart manch Leid und Weh  
und Schmerz;

Denn gäb' es nur der Freuden reichste Fülle,  
So schwände bald das wahre, echte Glück;  
Und blieb die Sonn' am Himmelszelte stille,  
So wünschten wir die dunkle Nacht zurück.  
So ist das Lebensglück auf dieser Erde  
Nicht ohne Schatten, ohne Wolkengrau;  
In jedem Menschenauge perlt die Träne,  
In jedem Blumenkelch der kalte Morgentau.

Das wahre Glück, das stets im Herzen bleibet,  
Das reicht hinüber in die Ewigkeit.  
Die Sünd' allein kann dieses Glück vertreiben,  
Sie ist der Feind der Herzens-Seligkeit.  
Glückselig wird das neue Jahr nur werden,  
Wenn wahrer Herzensfriede in uns wohnt,  
Dann kann kein Feind, kein Unheil uns verderben,  
Wenn Gott mit seinem Segen in uns thront.  
Dann mögen Reiche wanken und zerfallen,  
Und Kriege Feuer speien ringsumher,  
Er schickt uns Hilfe aus des Himmels Hallen  
Und bleibt Gebieter über Land und Meer.

So legen wir in Gottes Vaterhände  
Das neue Jahr vertrauensvoll hinein.  
Was immer er in seiner Weisheit sende,  
Es wird für unser Heil das Rechte sein.     m. s.

## Glückseliges neues Jahr!

## Aber Elefanten und wie die kleine Bosaka durch einen Elefanten getötet wurde Congo-Mission

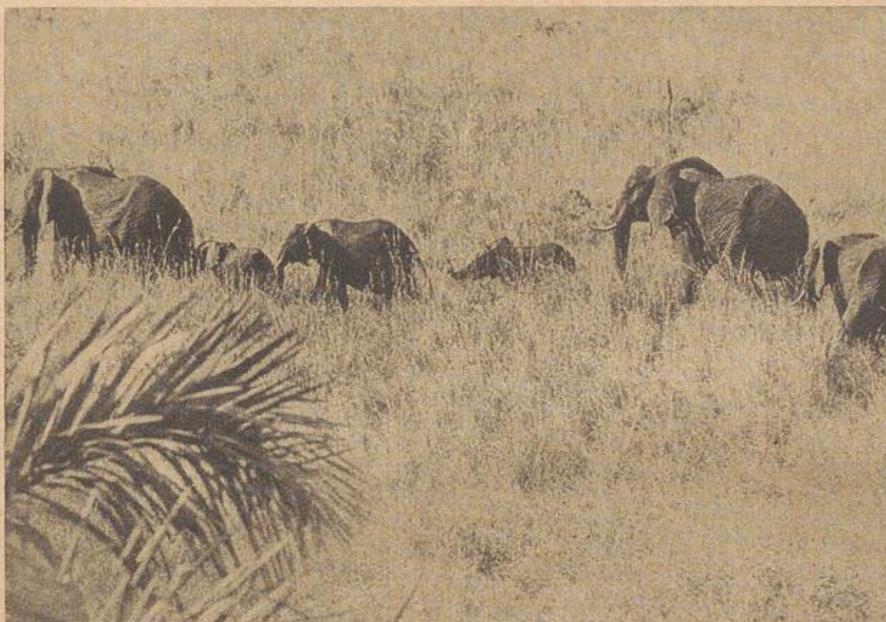
**B**osaka war das einzige Kind von Iyanja und Ilondo, einem Pygmäerpaar aus dem Batuastamm. Vater, Mutter und das kleine Mädchen gingen weit von ihrer Hütte entfernt in den Wald, um im sumpfigen Boden Kopal zu suchen. Nach ungefähr einer Woche hatten sie genug zusammengebracht, um ihre Steuern zu bezahlen und noch einiges in einer Handelsniederlage zu kaufen. Sie trugen ihre arme Habe zusammen und wanderten ihrer Hütte im Dorfe Booké zu, das am Iwalifluß liegt. Der Weg war jedoch zu lang, um ihn an einem Tage zurücklegen zu können; somit mußten sie in einem Walde übernachten. Gegen Abend suchten sie ein Plätzchen aus, wo sie die Nacht zubringen wollten. Die Frau suchte etwas Holz zusammen, und Iyanja holte das Feuerzeug heraus; doch kaum hatte er mit dem Streichholz ein paarmal auf- und abgerieben, als er einen schrecklichen Lärm von brechenden Ästen und Bäumchen hörte, so daß er ängstlich aufsprang. Er wußte sofort, was es war: Elefanten, die größten Feinde der Menschen am Äquator! —

In Europa ist man der Meinung, daß die Elefanten harmlose oder wenigstens ungefährlichere Tiere seien; ja, wenn sie schlafen, dann ist es wahr, aber nimm dich in acht vor Elefanten hier im Urwald, denn gefährlichere Tiere gibt es hier nicht! Vor dem blutdürstigen Leoparden sind wir bang, und das mit Recht; aber die Angst ist meistens unbegründet. Der Leopard fällt nicht leicht Menschen an, ausgenommen, wenn er verwundet ist oder fast umfällt vor Hunger. Letzteres kann man natürlich nie mit Sicherheit wissen. Wenn es im Urwald viel Wild gibt, braucht man den Leopard nicht zu fürchten, denn dann hat er Beute genug. Das einzige Mal, wo ich abends mit einer Laterne in der Hand einem Leoparden begegnete, ging er auf die Seite, nur einmal lief er hinter meinem Fahrrad her wie ein Hund; mit einem Sprung stand er plötzlich vor mir, verschwand aber, durch das Licht geblendet, im Gebüsch.

Ich sah vor Angst nichts und war vor Schrecken nicht imstande, um Hilfe zu rufen. Zwei Monate lang ist dieser Leopard auf unserer Mission herumgeschlichen; viele haben ihn gesehen, und wir alle waren in steter Angst; außer einigen Hühnern hat er nichts erbeutet.

Der Elefant ist viel grausamer. Er fällt die Menschen an, und auf meinen Reisen hörte ich oft, daß dieser und jener von Elefanten getötet wurde. Manchmal stoßen die Jäger, ohne daß sie es merken, auf eine Herde schlafender Elefanten. Ein

Angstschrei von einem erschreckten Jäger, und die ganze Gesellschaft wird wach und sucht den Ruhestörer, um ihn zu vernichten. So war ich einmal auf der Jagd in der Gegend von Boyera. Niemand von uns dachte an Elefanten. Ich schoß auf einen Affen, da brach ein solches Getöse los, daß mich eine heillose Angst befiel: eine Herde Elefanten lag am andern Ufer eines kleinen Flusses, sie wurde beim Knall meines Gewehres wach und rannte Hals über Kopf in der Runde umher, bis sie glücklich in anderer Richtung verschwand. Ich selbst habe wohl kein Jägerblut in meinen Adern, aber unsere Pygmäer, die geborene Jäger sind, werden



Eine Gruppe Elefanten

PHOTO JOHNSON

zuweilen auch steif vor Schrecken. Der Eingeborene hat nicht immer Zeit, hoch auf einen Baum zu klettern, oft ist der Baum auch nicht stark genug. So hörte ich, daß fünf Batusas von den Elefanten aus den Bäumen gezogen und getötet wurden. Sieht der Angefallene in einem dicken Baum, dann trachtet die ganze Herde, den Baum zu entwurzeln; sie biegen und stoßen mit Kopf und Zähnen gegen den Baum und brechen selbst dabei ihre kostbaren Zähne. Sehr umfangreichen Bäumen jedoch ist auch der stärkste Elefant nicht gewachsen. Der Eingeborene hat nicht immer die Wahl, er muß flink sein, denn der Elefant ist wohl plump und schwer, aber sehr behend, das weiß ich aus Erfahrung; und jedesmal, wenn ich in die Nähe von Elefanten komme, halte ich die Lianen oder Schlinggewächse von dicken Bäumen im Auge. Man kann nicht immer bei den Trägern sein, die bei der Karawane vor und hinter einem sind.

Eine Begegnung mit einem Elefanten am Iwalifluß ist mir noch immer frisch im Gedächtnis. Untertags ist auf den Wegen wenig Gefahr, aber die Elefanten bleiben oft nahe bei den Wegen, denn sie sind sehr dreist.

Ich glaube nicht, daß in der ganzen Äquatorgegend eine Strecke von diesen Dickhäutern verschont bleibt. Es ist unglaublich, welche Verwüstungen eine einzige Herde in einer Nacht an Wegen, Pflanzungen und Palmenhainen anrichten kann. Sie kommen oft bis an die Hütten in den Bananenwäldchen und vernichten und zertreten letztere, und der Eingeborene ist nur der passive Zuschauer oder Zuhörer. Die Hütten selbst lassen sie in Ruhe, denn sie fürchten das Feuer; und die Schwarzen sorgen ja gut für Nachtfeuer. Manchmal trachten die Menschen, diese Herden von Dickhäutern zu verjagen durch ihr Getrommel, meistens aber, wenn es schon zu spät ist. Die Elefanten kommen in der Finsternis, und da die Schwarzen keine Helden sind, halten sie sich still versteckt in ihren Hütten. Gegen Morgen ziehen die Elefanten tiefer in den Wald und schmieden da ihre Pläne für den Raubzug der folgenden Nacht; selten kommen sie zwei Nächte hintereinander auf dieselbe Stelle. Was könnten sie da auch übrigens noch finden?

Der belgische Staat hat früher ein strenges Gesetz herausgegeben zum Schutz der Elefanten, aus Furcht, daß diese Tierart im Kongo aussterben würde. Die Tiere scheinen dem Staat sehr dankbar gewesen zu sein, denn sie haben sich zahlreich vermehrt, so daß sie ganze Strecken besetzen und den Menschen das Leben bald unmöglich machen. Wir hoffen jedoch, daß der Staat auch Mitleid mit den Menschen haben wird und sein strenges Gesetz bedeutend mildert.

Die Eingeborenen, besonders der Akundo-Stamm, haben zwei Mittel, sich gegen die Elefanten zu verteidigen; das meist gebräuchlichste ist die Lanze, eine eiserne Spitze, die in einen Holzblock getrieben und in die Schlinggewächse der Elefantenwege gehangen wird. Eine Liane in Verbindung mit der Lanze versperrt den Weg. Kommt nun die Elefantenherde auf diesen Weg, dann läßt der erste Elefant sich von solch einem dünnen Gewächs nicht zurückhalten; er bricht das Schlinggewächs durch, aber bekommt dadurch die Lanze in seinen Kopf oder Kumpf. Die übrigen Tiere der Herde sehen den Feind nicht und ergreifen die Flucht. Das verwundete Tier läuft natürlich auch weg, wenn es kann. Die Eingeborenen lassen die Tiere laufen, erst am folgenden Tag fangen sie an, das verwundete Tier zu verfolgen. Vorsichtig suchen sie ihr Schlachtopfer, und wenn sie es finden, schauen sie ihm erst aus der Ferne zu. Der verwundete Dickhäuter bleibt so lange wie möglich stehen, bereit zur Verteidigung; das kann manchmal

drei Tage dauern, wie es vor ein paar Jahren in der Nähe von Boleke der Fall war; aber die Schwarzen blieben in der Nähe, um sicher zu sein, daß ihnen das Fleisch nicht entgehe. Das Elfenbein hat für die Schwarzen keinen Wert; sie verschmähen es wohl nicht, eber es ist ihnen hauptsächlich um das Fleisch zu tun, das ihnen schon im Munde wässert. Ist der Elefant sicher tot, dann strömen die Völker herbei, wie sie die Goldfelder selten sehen. Die Begeisterung der Schwarzen kennt hier keine Grenzen; sie stellen sich an, als hätten sie das „große Los“ gewonnen. Toll vor Freude umarmen sie sich, tanzen und schreien; nun findet die Verteilung des Fleisches statt; nach und nach wird die Freude etwas kühler, denn viele, die auf ein großes Stück von der Beute gerechnet hatten, sahen ihre Hoffnung verfliegen; schlecht gelaunt gehen sie dann nach Hause.

Der verwundete Elefant kann aber auch wieder genesen und die abgebrochene Lanze in seinem Kopfe behalten. Hier wurde einmal ein Elefant getötet, der noch eine alte Lanze im Schädel hatte. Nicht selten kommt es vor, daß ein solches Tier weit weg langsam verendet. Dann ist das Fleisch meist für die Ameisen und anderes Ungeziefer; später finden die Pygmäer das Skelett und die Zähne. So wird hier von den Batuas viel Elfenbein gewonnen; aber gewöhnlich sind die Zähne schon beschädigt, durchgefressen oder verrostet.

In einigen Gegenden machen die Eingeborenen tiefe Gruben auf den Elefantenwegen und setzen in dieselben eine Lanze; diese Grube wird mit leichten Zweigen und Blättern bedeckt. Es geschahen dadurch jedoch schon viele Unglücksfälle, und darum hat der Staat sie verboten.

Die Batuas-Pygmäer fürchten die Elefanten wie die Pest; sie haben nie gelernt, sie zu töten, wohl immer vor ihnen zu flüchten. Die Bilangi\*) Pygmäer sind jedoch ein anderer Menschenschlag; sie waren immer große Elefantenjäger, kühn, kaltblütig und äußerst behend. Einer oder zwei von ihnen nähern sich der Herde wie Schleichmörder, suchen sich eines der Tiere — und zwar nicht das größte — aus, wohl nicht aus der Mitte der Herde, schleichen dann in einem Abstand von einigen Meter um die Herde herum, schießen einen Pfeil in die Hautfalte einer der Vorderpfoten oder der andern Pfoten, wenn es geht, oder auch ins Auge oder hinters Ohr. Das ist alles in kaum einer halben Minute geschehen, und flugs hat sich der Schwarze aus dem Staube gemacht. Ehe das plumpe Tier weiß, woher der Feind kommt, ist der schwarze Elangi\*) auf einem dicken Baum oder ganz aus der Umgebung. Der verwundete Elefant fällt, und wenn der Pfeil in der Hautfalte gut angekommen ist,

\*) Dieser Pygmäer-Stamm heißt in der Mehrzahl Bilangi, in der Einzahl Elangi.

steht er nicht wieder auf. Die übrigen der Herde ergreifen die Flucht. Nun wartet der Clangi geduldig, bis der Elefant, entkräftet von Anstrengung, mit anderen Pfeilen vollständig getötet werden kann.

Ich wollte ja erzählen, wie die kleine Bofaka von einem Elefanten getötet wurde. Ja, lieber Leser, als Ilondo und Iyanja die Tiere sahen, warfen sie einander Blicke zu, und beide begriffen ihre Lage. Ilondo, die Frau, flüchtete nach der einen Richtung, und Iyanja mit dem Kind nach der andern Seite. Der erste Elefant, der zum Vorschein kam, schoß direkt auf Iyanja zu; der Rüssel des Tieres erreichte ihn, konnte ihn aber nicht packen. Es war keine Zeit, um ein Schlinggewächs zu ergreifen oder in einen Baum zu kriechen; der Elefant folgte ihm auf dem Fuße. Mehr als eine Stunde lang entwichte Iyanja mit dem Kind dem Tiere, doch wurde es dunkel, und Iyanja sah nichts mehr, strauchelte, und der Elefant gewann das Feld; das schreiende Kind gab ihm nämlich immer die Richtung an. Iyanja selbst konnte auch nicht mehr; nun nahm er seine Zuflucht zu einer List. Er verbarg das Kind schnell hinter einem Strauch und lief weg, schrie aber mit aller Macht, um das schreiende Kind der Aufmerksamkeit des Elefanten zu entziehen. Der Elefant wurde die Verfolgung müde und blieb stehen; in der Ferne jedoch hörte man das Geschrei des Kindes. Der Elefant kehrte zurück in der Richtung, wo die kleine Bofaka lag. Iyanjas Herz klopfte vor schrecklicher Angst. . . . dann hörte er kein Geschrei mehr; es war still im Wald. Er begriff diese Stille, und fing an zu weinen und zu jammern; er durfte jedoch nicht zurückkehren, deshalb kroch er in einen Baum, wo er die ganze Nacht unter Weinen und Jammern zubrachte. Als am nächsten Morgen das Licht durch die Gipfel der Bäume drang, rutschte er vom Baum herunter und suchte Bofaka. Er fand die Leiche seines Kindes schrecklich verunstaltet. — Die Elefanten waren verschwunden. —

Iyanja warf sich über die kleine Leiche, schreiend vor Schmerz, dann nahm er große Blätter, wickelte darein sein Kind und trug es nach Hause. Ilondo, die Mutter, hatte auch die ganze Nacht auf einem Baume zugebracht und kam nach ihrem Manne zu Hause an. Beide konnten sich nicht trösten wegen des Verlustes ihres Kindes, ihres einzigen Schatzes. Die Batuas halten nämlich sehr viel von ihren Kindern.

Bofaka ist jetzt ein Engelchen im Himmel; ich hatte das Kind vor einigen Monaten getauft und ihm den Namen meiner Mutter „Helena“ gegeben. Iyanja erzählte mir das traurige Ereignis. Möge der liebe Gott ihnen ein anderes Kindlein geben, das in Ilondos Mutterherzen den Platz der kleinen Helena einnimmt.

P. H. Wouters O. S. C.



Von links nach rechts: Schw. Miltredis Hagedorn; Schw. Coronata Falzer;  
Schw. Dativa Bollig; Schw. Adelfrieda Langweg.

PIOTO ARCHIV

## Nachrichten aus dem Mutterhaus

Unsere zwei Schwestern, welche im Oktober den großen Ozean durchquert haben und deren Bild wir in der vorigen Nummer brachten, sind schon längst in der Neuen Welt glücklich angekommen und haben ihr Ziel erreicht. Wir wünschen ihnen Gottes ersprißlichsten Segen in ihrer neuen Wirksamkeit!

Heute stellen wir unsern lieben Lesern vier andere mutige Missionarinnen vor, welche am 18. November mit dem deutschen Dampfer „Abena“ die Richtung nach dem Süden einschlugen und in Natal, Südafrika, als neue Gehilfsinnen sehnlichst erwartet werden. Ihre Ankunft dort wird die Weihnachtsfreude erhöhen, da sie bei günstiger Fahrt, so Gott will, noch vor den hohen Feiertagen in Durban landen werden.

Das Licht des Glaubens leuchtet im dunklen Afrika immer heller auf, während es im zivilisierten Abendland zu erlöschen droht. Helfen wir alle nach Kräften, daß auf unserer heimatlichen Scholle der Glaube lebendig bleibt und im Heidenland zur Blüte kommt, damit Christus, der kleine, allmächtige König von Bethlehem, auf der ganzen Welt herrsche und regiere!

\*

Zu unserer Freude kommt jetzt ein kräftiger Zuwachs an Missionschwwestern aus unserm jungen holländischen Noviziat in Eijgelshoven.

Am 21. Nov., dem Fest Mariä Opferung, fand die erste Professablegung statt, während am Vorabend sechs neue Postulantinnen das Ordenskleid empfangen:

#### Einkleidung 20. November 1936.

Maria van der Palen,	Schw. M. Zella,	Prov. N.-Brabant
Maria de Winter,	„ M. Cecilina,	„ Zeeland
Auguste Pieterse,	„ M. Christilla,	„ Limburg
Maria Litjens,	„ M. Bernadet,	„ Limburg
Joséphine Meessen,	„ M. Andresis,	„ Limburg
Wilhelmine Bouten,	„ M. Soanetta,	„ Limburg

#### Erste Profess 21. November 1936.

Schw. M. Wilma,	Hendrika Teeuwen,	Prov. Limburg
„ M. Gerlacha,	Rosalia Duurink,	„ Zeeland
„ M. Godelein,	Catharina van Ryen,	„ N.-Brabant
„ M. Amelberga,	Sibylla Janosch,	„ Limburg
„ M. José,	Catharina Klinkenberg,	„ Limburg
„ M. Wilfriede,	Gertrudis Heymans,	„ N.-Holland
„ M. Gulielma,	Petronella Winckels,	„ Limburg

Gott segne diese kleine Herde und reihe sie bald ein in die Schar der Arbeiterinnen im Heidenland!



## Das Häuschen in Nazareth

Sanct Joseph, öffne mir die Türe,  
Denn sieh', ich klopfe leise an!  
In dieses heilige Zelt mich führe,  
Dies Häuschen hat mir's angetan.

Ich stieg der Mutter in die Arme  
Und höre ihres Herzens Schlag;  
Sie nimmt mich auf ganz voll Erbarmen  
Und will, daß ich ihr alles sag.

Und weinend knie ich dann nieder,  
Das Herz voll Trost und Liebesglut,  
Denn bei der Mutter find ich wieder  
Jesum, mein liebstes, höchstes Gut. — m. s.

## Sibylla

Von Schw. M. Majellis, Matombo, Ost-Afrika

„Der Geist weht, wo er will.“

**D**er Tag neigt sich zu Ende. Eben sendet Frau Sonne ihre letzten goldenen Strahlen über die majestätischen Uluguruberge. Auch bei uns auf der Mission wird es allmählich stiller, nur noch einige unserer Kinder tummeln sich bei munterem Spiele herum. Plötzlich verstummt auch ihr frohes Lachen, als unsere Sibylla in Begleitung ihrer jüngeren Schwester eilig auf uns zukam. Was hatte sie für Nachricht zu dieser späten Stunde? Ich kannte sie und ahnte, warum sie noch vor Tagesende kam.

Sibylla war eines meiner Schulkinder, ungefähr 15 Jahre alt. Sie übertraf ihre Mitschülerinnen an Fleiß und Aufmerksamkeit. Die meisten Tage sah man sie in der Kirche, wie sie mit gefalteten Händen und gesenktem Blicke dem Tische des Herrn sich nahte. Was sie wohl ihrem Heiland alles zu sagen hatte? So mußte man unwillkürlich bei ihrem Anblick denken. Beim Spiel war sie nie ausgelassen und doch immer froh und heiter. Es war etwas Eigenes um dieses Kind, und oft fragten wir uns: „Was wird wohl aus diesem Kinde werden?“ Was in ihr vorging, war ihr eigenes Geheimnis.

Nach Schulschluß, frohem Geplauder und Abschiednehmen gingen die Kinder gruppenweise nach Hause, die einen bergaufwärts, die anderen talabwärts, wieder andere überschritten Hand in Hand den Fluß, nur Sibylla blieb. Scheu und ängstlich schaute sie nach allen Seiten. Heute wollte sie ihr Geheimnis offenbaren. — Sie kam auf mich zu, stand eine geraume Zeit stumm da, die Kehle war ihr wie zugeschnürt — endlich kam es zitternd über ihre Lippen: „Mama, ich will Jungfrau bleiben. Wo ich gehe und stehe, aber besonders in der Kirche höre ich fortwährend eine Stimme, die mir zuflüstert ‚Sei meine Braut, schenk dich mir ganz‘. Mama, hilf mir, der Stimme zu folgen.“ Dankend faltete ich die Hände. „Magnifikat“ jubelte es in meiner Seele; also das Siegel der Auserwählung zur Nachfolge Jesu im jungfräulichen Stande drückte Gott auf die Stirne eines unserer Mädchen, die bis jetzt nur Eines kannten: heiraten und tanzen, sich schmücken und bewundert werden. — Ich munterte sie auf, eifrig zum Heiligen Geiste zu beten und sich dem Schutze der lieben Gottesmutter für die kommenden Kämpfe anzuempfehlen. Dann machte ich ihr noch ein Kreuzchen auf die Stirne und sie ging nach Hause, glücklicher als sonst. Sie ahnte nicht die Kämpfe, die ihr bevorstanden. Viele Gedanken durchzogen meinen Geist und immer wieder mußte ich an die Worte denken: „Ich will Jungfrau bleiben.“ Manch heißes Gebet stieg für die gute Sibylla aus meinem Herzen zu Gott, damit er ihr die

Wege ebne. Mit noch größerem Eifer kam sie zur Kirche und Schule. Ihr Geheimnis gehörte ihr und mir.

Als sie dann anfang zu drängen, um endgültig zu uns zu kommen, sagte ich ihr: „Wenn es dir Ernst ist, Jungfrau zu bleiben, so sage es deinen Eltern und bitte um ihre Erlaubnis.“ Wir hielten zusammen eine neuntägige Andacht und ließen am 9. Tage Mutter und Onkel, beide gute Christen, zur Mission kommen; der Vater war nicht zu Hause. Jetzt begannen schwere Stunden für Sibylla, in denen wohl manch anderes Kind in seinem Entschlusse wankend geworden wäre. Sie brachte ihre Bitte vor. Fest und entschieden stand sie mit leuchtenden Augen vor ihrer Mutter. Aber, wie ich gedacht, es kam ein hartes „Nein“ als Antwort über die trotzigen Lippen der Mutter! Sie schalt sie eine Närrin und sagte nur immer wieder: „Was ist der Ruf Gottes? Heiraten wirst du, wie deine älteren Schwestern!“ Alles Bitten und Flehen half nichts, sie mußte mit Gewalt nach Hause. Traurig, aber nicht mutlos ging sie. Ihre ganze Hoffnung setzte sie auf ihren Vater, dem sie in einem Briefe ihre Sache auseinandersetzte und ihn flehentlich bat, ihr die Erlaubnis zu geben. Er ist ein guter Christ, hat aber auch keine Ahnung vom Rufe Gottes zur Jungfräulichkeit. Vergebens wartete sie auf Antwort. Sie wartete und schwieg und war ihrer Mutter gegenüber voll Ehrfurcht und Gehorsam, trotz aller Beschimpfungen und Vorwürfe. Nur ihre sonst so froh-hell leuchtenden Augen waren trübe vom vielen stillen Weinen. Endlich kam der entscheidungsvolle Tag, an welchem ihr Vater heimkam. Sibylla bat ihn um Antwort auf ihren Brief; tagelang bedachte er sich und als sie drängte, kam ein hartes „Nein“ über seine Lippen. Nach vielem Bitten und Flehen bekam sie vom Vater die Erlaubnis, ins Mädcheninternat der Schwestern zu gehen, aber nachher unbedingt zu heiraten. Aber auch dem widersetzte sich die Mutter aufs hartnäckigste. Sie sagte: „An dem Tage, wo du ohne meine Einwilligung gehst, laufe ich deinem Vater fort, und du bist dann schuld, daß dein Vater und ich in die Hölle kommen.“

Ihr und uns blieb nichts mehr übrig als zu beten und Gottes Vorsehung walten zu lassen. Eines Sonntags gingen wir hin, fest entschlossen, Sibylla mitzubringen. Aber hart wie ein Fels war die Mutter. Sibylla warf sich den Eltern weinend zu Füßen, aber vergebens. „Heiraten sollst du“, war die Antwort der Eltern. Der Vater sagte nur immer wieder: „Der liebe Gott ist nicht dumm, daß er meine Beste, meinen Liebling, haben will, warum hat er sich gerade die Meine ausgesucht? Ich will nicht, ich gebe sie nicht her!“ Sibylla begleitete uns schluchzend bis zum Flusse.

Seit dem Tage durfte sie morgens nicht mehr zur heiligen

Messe kommen, aber wo es nur eben möglich war, entwischte sie. Als sie sah, daß einige ihrer Schulkameradinnen von ihren Eltern die Erlaubnis erhalten hatten, ins Postulat der eingeborenen Schwestern eintreten zu dürfen und sie auch abreisen sah, konnte sie nicht länger ihren Kummer bezwingen. Laut weinend kam sie zu mir und sagte: „Mama, nun hilf mir, ich komme, und sollte es mir das Leben kosten. Hat der liebe Gott nicht selber gesagt: ‚Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert!‘?“ Um sie zu beruhigen, gab ich ihr nochmals einen Brief an ihren Vater mit, in welchem ich ihm das Vorhaben seiner Tochter mittheilte. Er antwortete mir, daß er nicht „ja“ sagen dürfe wegen seiner Frau, aber im Herzen selbst sei er von der Entschlossenheit seiner Tochter überwunden. Zu ihr selber hatte er gesagt, sie solle tun, was sie wolle. Mit dieser Nachricht kam Sibylla an dem oben erwähnten Abende zu uns. Sie sagte entschlossen: „Das Band zwischen Elternhaus und mir habe ich mit Gottes Gnade und Hilfe zerrissen, ich bleibe — der Ruf Gottes ist zu mächtig, er tötet meine Seele.“

Sie blieb und schickte ihre jüngere Schwester nach Hause. Noch am selben Abend nach dem Abendgebet, als die Kinder die Kirche verließen, stand Sibyllas Mutter mit einem dicken Stock vor der Kirchthüre, packte sich aber die verkehrte aus der Reihe der Kinder, und so bekam Sibylla Zeit, sich blickschnell im Schlaßaal zu verstecken. Niemand wußte, wo sie war, auch ich nicht. Die Mutter saßte Posten vor der Thüre und auf alle Fragen hatte sie nur die eine Antwort: „Ich will mein Kind.“ Sie drang in den Speisesaal der Kinder ein und suchte und suchte. Die Treppe hinauf getraute sie sich wohl nicht. Zuletzt fing sie an zu betteln: „Bringt mir mein Kind! Ich tue ihm nichts; nur fragen will ich es, wer ihm Erlaubnis gab.“ Ich nahm ihr den Stock ab und schloß auch die Thüre hinter ihr zu; ich ahnte ihr Vorhaben. Sibylla kam, und die Mutter packte sie mit eisernen Fäusten, wütend und tobend stand sie vor der verschlossenen Thüre. Sibylla riß sich los und floh in den dunkelsten Winkel. Die Mutter stellte sich vor sie hin und sagte: „Wenn ich nicht deine Mutter bin, die dich geboren hat, so gehe an mir vorüber!“ Dies ist ein schweres Wort bei den Eingeborenen, dasselbe verachten, heißt, keine Mutter mehr haben. Sibylla liebte ihre Eltern. Sollte sie diese Liebe preisgeben, um einer ihr noch unbestimmten Zukunft willen? Sie siegte, indem sie mit einem herzerbarmend traurigen Blicke an ihrer Mutter vorbei die Treppe hinauf eilte. Oben fand ich sie bitterlich weinend, aber fest entschlossen: Nie mehr zurück! Die Mutter setzte sich stumm vor die Thüre und sagte: „So bleibe auch ich!“ Wir schickten zu ihrem Manne, er solle sie holen. Er kam nicht. Gegen 9 Uhr nachts war sie plötzlich

verschwunden. Wir hörten in der Nähe des Flusses gellende Hilferufe. Wo sie geschlafen, weiß niemand! Am nächsten Morgen saß sie wieder vor der Türe. Gegen 10 Uhr kam ihr Mann, um sie zu holen. Er hatte Hunger. Sie weigerte es,



Heidnische Mädchen aus dem Masai-Stamm, Ost-Afrika

PHOTO MEYER

mitzugehen ohne ihr Kind. Wir riefen die Großen des Stammes. Sibylla beteuerte vor allen ihren Entschluß, dem Rufe Gottes zu folgen. Der Vater, hungrig, zornig über den Eigensinn seiner Frau und den Mut seines Kindes, fing an zu schimpfen und zu fluchen und verlangte sofort, daß Sibylla

nach Hause ginge. Er schalt sie eine ungeratene Tochter, die das vierte Gebot mit Füßen träte. Daraufhin wurde sie feierlich von den Großen des Volkes gefragt, ob sie ein Recht habe, dem Verbote der Eltern entgegen, dem Rufe Gottes zu folgen. Fest entschieden antwortete sie: „Ich muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Der Vater sagte zornig: „Sie hat mich verleugnet“ und verließ fluchend die Mission. Die Mutter blieb an der Türe sitzen.

Arme Sibylla, es ist erst der Anfang deiner Kämpfe. Am Nachmittag kam der Vater zurück und versuchte eine List. Er sagte: „Laß mein Kind mit nach Hause gehen, daß meine Frau mir kocht; ich sterbe vor Hunger. Nächste Woche gehe ich fort zur Arbeit, dann gebe ich ihr schriftlich die Erlaubnis.“ Auch der hochw. Vater Superior meint, es wäre besser, sie ginge einstweilen nach Hause. Ich gab dem Vater noch zu essen, rief Sibylla und unter der Bedingung und in der frohen Hoffnung, nächste Woche die schriftliche Erlaubnis ihres Vaters zu bekommen, war sie bereit, nach Hause zu gehen. Wie eine Löwin stürzte die Mutter sich auf das Mädchen und schleppte es mit.

Zu Hause war Sibylla wie umgewandelt; das sonst so muntere, freundliche Kind kannte man nicht wieder. Sie hatte die bittere Seite des Lebens kennengelernt. Alle Vorwürfe und Beschimpfungen ihrer Mutter beantwortete sie mit Tränen. Eine Woche verging um die andere, ohne daß Sibylla die Erlaubnis ihres Vaters bekam. Sie fühlte sich betrogen und um eine Enttäuschung reicher. Wieder fuhren 4 Kandidatinnen ab zum Postulat nach Mhonda, und weinend stand Sibylla an einen Pfosten gelehnt und schaute den Glücklichen nach. Ihre flehenden Augen sagten mir genug, ihr Mund blieb stumm. Ob Satan ihr nicht in mancher trüben Stunde zugerant: „Wirf diese Gedanken fort, freue dich des Lebens, wenn Gott dich wirklich ruft, warum ergötzt er sich an deiner Qual?“ Ich weiß es nicht! Ich weiß nur, daß in Sibylla ein Entschluß reifte, der bis dahin einem schwarzen Mädchen hier unbekannt war: die Flucht. Als die Verwandten der abfahrenden Kandidatinnen sich zerstreut hatten, kam sie zu mir und bat mich um Hilfe, ihren Entschluß zur Ausführung zu bringen. Mir bangte um das Kind. Wie leicht konnte sie einem wilden Tiere oder Menschen zum Opfer fallen. Der Weg nach Mhonda sind 4—5 Tagereisen. So versuchte ich mein Bestes, ließ Vater und beide Onkels noch einmal kommen, enthüllte ihnen den Fluchtplan ihrer Tochter, wenn sie ihr die Erlaubnis nicht geben würden. Ich hielt ihnen das Abscheuliche ihrer Handlungsweise vor und wies sie hin auf den Zorn Gottes, den sie sich auf ihre Hütten herabziehen würden. Die Männer wurden mürbe, nahmen sich noch einen Ratsmann mit und gingen

zusammen zur Mutter, um sie zur Einwilligung zu zwingen. Sibylla hatte keine Ahnung davon und war erstaunt, als ihr Vater sie heimlich rief und sagte: „Was du tun willst, tue.“ Die Mutter blieb hart und blieb bei ihrem Entschlusse, dem Manne zu entfliehen. Der Tag, an dem wieder zwei ihrer Schulkameradinnen abfuhr, kam. Sibylla nahm heimlich Abschied von Vater und Onkel und ging wie alle Tage zur heiligen Messe. Nach derselben blieb sie hier und machte ihre Sachen zurecht. Sie schrieb einen Brief an ihre Eltern und einen an den Chief des Stammes, in welchem sie demselben ihre Flucht mittheilte und ausdrücklich erklärte, daß es ihr eigener Wille und der Ruf Gottes sei, der sie dränge. Es wäre alles gut gewesen, wenn ihre jüngere Schwester, die sie überall als Spion beobachten mußte, nicht Wind bekommen hätte. Sie lief nach Hause und rief ihre Mutter. Sibylla entwischte noch eben ihren Händen und floh in unser Fremdenzimmer, wo sie sich einschloß. Im selben Moment kam das Auto. Die Mutter straffte ihre Arme, band sich die Tücher fest, jetzt galt es. Doch Sibylla war flink. Rasch kletterte sie von hinten über die Veranda hinunter, durch den Garten zum Flusse. Ich eilte ihr nach, um Gewißheit über ihren Verbleib zu haben. Sie eilte dem Auto voraus, um unterwegs einzusteigen. Die Mutter hielt Wache vor der Türe, hinter welcher sie ihr Kind glaubte. Die anderen stiegen auf. Wo war Sibylla? Sie sah sich enttäuscht, zerschlug sich die Brust und rief nur: „Ich sterbe! Ich sterbe!“ Aber plötzlich wurde sie still, besann sich einen Augenblick und lief wie rasend auf kürzerem Wege dem Auto voraus, denselben Weg, den Sibylla genommen. Die Schwestern drängten zur Abfahrt, doch sahen sie Sibylla schon im Geiste von ihrer Mutter eingeholt. Der liebe Gott wachte und machte allem Kampf ein Ende. Kaum hatte sich Sibylla hinter einem großen Felsen versteckt, als ihre Mutter vorbeilief, sie weiter vor beim Kreuze wägnend. Gleich darauf kam das Auto angefahren. Sibylla stieg auf, gesehen von ihrer Mutter, die einige hundert Meter entfernt am Wege stand und ein Geschrei erhob. Sie lief dem Auto 2½ Stunden weit nach. Arbeiter brachten sie am Abend zurück, worüber wir herzlich froh waren. Jedoch am nächsten Morgen war sie auf und davon. Es gab bitterböse Schauries (Gerichtsverhandlungen). Die Mutter mußte nachgeben. Ihr Mann bekam einen Brief, zur Beruhigung der Mutter, die Tochter aufzusuchen und sie zu bitten, nach Hause zu kommen. Der Vater ging nach Rhonda, kam aber unverrichteter Sache wieder heim. Anfangs grollte die Mutter noch dem lieben Gott, aber auch das legte sich wieder. Heute sind wir wieder Freunde. Vor kurzem schrieben beide, Vater und Mutter, der Tochter einen herzlichen Brief.

Jetzt haben sie nur Sorge um ihre jüngere Tochter Agnes, daß sich der liebe Gott auch diese noch holen möchte. Ich glaube aber, diese Furcht ist unbegründet, denn Agnes und Sibylla sind so verschiedene Charaktere wie Tag und Nacht. Beten wir, damit Sibylla, nachdem sie so harte Kämpfe mutig überstanden hat, ihr Ziel zu ihrem Heil erreiche.

5

## Mgugu, der Sohn des Mantshonga Mncadi

(Schluß)

**J**etzt ist ihr Körper reinlich bekleidet und ihre Seelen sind gewaschen im Taufbade. So haben die ersten Samenkörnlein des christlichen Unterrichtes, welche die Schwester vor neun Jahren in Mantshongas Kraal austreute, Früchte getragen. Welch' eine Freude für Father Aloysius, so viele seiner Verwandten jetzt als Christen wiederzusehen. Die Freude war jedoch nicht voll. Sein guter Vater Mantshonga, er, der sich vor allen anderen den Missionaren freundlich und entgegenkommend zeigte, er, der seinen Angehörigen nie die geringste Schwierigkeit wegen Annahme des Christentumes machte, er, der sogar seinen liebsten Sohn Gott zum Priesterstand geopfert hatte, — er beharrte in seinem Heidentum. Father Aloysius gab sich natürlich alle Mühe, seinen guten teuren Vater zur Annahme der Taufe zu bewegen, doch umsonst. „Es ist alles gut und schön, mein Edelstein“, pflegte Mantshonga seinem bittenden, geweihten Sohne zu antworten, „ich komme zu meiner 3. it.“ Das Haupthindernis seiner Bekehrung war sein jüngstes Weib, das er bei Annahme der Taufe hätte aufgeben müssen. Gott war gnädig genug, auf Mantshonga zu warten.

Schon drei Jahre lang hat sich Father Aloysius vergebens bemüht, seinen greisen Vater in die Christengemeinde einreihen zu können. Ganz unerwartet wurde die frühere Schwester von ihren Vorgesetzten wieder in ihr altes Missionsfeld Maryvale zurückversetzt. Wer kann ihre Freude beschreiben, als sie ihren ehemaligen teuren Schüler jetzt im Priestertalare wieder sah und dieser seine geweihte, dunkelbraune Hand segnend auch für sie erhob! Father Aloysius Mncadi war ebenfalls überglücklich, seine Lehrerin, seine zweite Mutter, wie er sie nannte, wieder in seiner Nähe zu haben. Er stellte ihr alsbald drei seiner älteren Brüder vor, die schon mit ihren Weibern und Kindern in den Schoß der Kirche aufgenommen waren.

„Siehst du, Mutter,“ sagte er dabei scherzend, „das sind die Rädelsführer bei jenem Kriegslärm gewesen, womit sie dich erschreckten, als ich von meinem Vater Abschied nahm.“

„Gottes Wege sind wunderbar“, erwidert die Schwester

„Jetzt sind wir alle Freunde, alle Kinder eines Vaters, der im Himmel ist.“ Und sie lachten alle recht herzlich über die törichte Streiche der Vergangenheit und freuten sich, daß Gott sie alle zu einem so glücklichen Ziele geführt. Doch die Kunde, daß ihr alter Freund Mantshonga noch nicht getauft sei, trübte auch bei der Schwester die Freuden des Wiedersehens. Sie machte sich seine Bekehrung sofort zur Hauptaufgabe. Gleich in den nächsten Tagen nach ihrer Ankunft in Maryvale stattete sie Mantshonga einen Besuch ab. Der grauhaarige Zulu erkannte die Schwester sofort wieder, nannte sie seine alte Freundin, und drückte ihr mit kindlicher Freude die Hand.

„Du weißt, 'mgane (Freund)“, sagte die Schwester bei ihrem ersten Besuch, „ich habe deinem Großweib Mamncadi, der wir den Namen Maria gaben, viel von Gott erzählt. Damals hattest du keine Zeit, zuzuhören, denn du hattest viele Sorgen und Arbeiten. Jetzt arbeiten und sorgen deine Söhne für dich, du sitzt viel allein herum, ich komme wenigstens jede Woche zweimal und erzähle dir von Gott.“

„Du bist mir jeden Tag willkommen, ihlobo sami (meine Freundin)“, erwiderte Mantshonga. Und die Schwester kommt, sie kommt immer wieder, um mit dem zitternden Greise von Gott und von dem schönen Himmel zu reden, wohin er jene Menschen nimmt, die ihr Herz von Sünden reinigen, ihn lieben und seinen Willen tun. Mantshonga hört der Schwester um so lieber zu, weil sie ihn nie fragt, ob er sich taufen lassen wolle, eine Frage, die andere so oft stellten und die ihm höchst peinlich war. Hingegen wird er sehr gelehrig und stellt viele Fragen, zum Beispiel, warum denn ein Mann nicht mehrere Frauen haben dürfe, wenn er Christ wird. Der weite Weg ist jetzt nicht mehr so beschwerlich für die Schwester, wie er es vor 12 Jahren war, denn die Missionare sind jetzt besser eingerichtet und stellen ihr zu ihren Missionsbesuchen ein Pferd zur Verfügung. Und so setzt sie den Unterricht bei Mantshonga unverdrossen fort und betet und läßt andere beten für dessen Bekehrung.

„Nkosazana (Herrin), ich habe sehr viele Sünden“, mit diesen Worten unterbricht der greise Schüler eines Tages die unterrichtende Schwester.

„Wieso, du hast doch immer gesagt, du hättest gar keine Sünden?“

Mantshonga zählte einige Sünden auf und sagte dann: „Du siehst, ich bin alt und muß bald vor dem Nkulunkulu (Größten der Großen) erscheinen, ich fürchte mich.“

„Da ist zu helfen. Bereue deine Sünden, versprich Gott, von jetzt an so zu leben, wie ich dir schon immer erklärt habe, daß wir leben müssen, um Gott wohlgefällig zu sein, und dann laß den Priester kommen, er betet für dich, gießt dir Wasser auf das Haupt, und Gott vergibt dir deine Sünden. Der Größte der Gro-

ßen wird mit Wohlgefallen auf dich herabsehen, und wenn deine Tage zu Ende sind, kommst du in den schönen Himmel, wo dein Großweib Maria ist, wo wir hoffen, daß dein Sohn Mgugu (dein Edelstein) und alle deine anderen Söhne und Töchter hinkommen werden, die sich taufen ließen. Wann wünschst du, daß der Priester komme, dich mit Gott zu versöhnen?"

"Sobald als möglich, meine Herrin, meine Freundin."

Es war ein herrlicher Tag mit strahlender Sonne am Himmel im Juni 1909, als eine lange Prozession von Maryvale auszog: Father Solanus, der Superior der Missionsstation, Father Aloysius Mncadi, sein Kaplan, mehrere Ministranten, drei schwarze Katecheten, die Schwester mit 50 Schulknaben, Schwester Valentina mit 70 Schulfädchen und noch zwei andere Missionschwestern, alle traten frohgestimmt den dreistündigen Weg nach dem Kraale Mantshongas an, um dort ein Freudenfest zu feiern. Mantshonga, der Vater des Herrn Kaplan und der drei Katecheten, der Vater, Großvater oder Urgroßvater von zahlreichen anderen Christen wird endlich auch selbst durch das Sakrament der heiligen Taufe in die Kirche aufgenommen. Die Ketten sind zerrissen, drei Weiber sind entlassen, nur mit einem Weibe, das bereits Christin ist, will er fortan leben. Die Kopfringe, das Zeichen der Vielweiberei, sowie die stets um Hals und Lenden getragenen Zaubermedizinen sind abgelegt und verbrannt, und nun sitzt der Greis festlich gekleidet vor seiner Hütte unter einem schattigen Baume, in froher Stimmung seines Glückes harrend. Und dort unter dem Schatten des Baumes spendet ihm der hochwürdige Vater Solanus das heilige Sakrament der Taufe. Sein geweihter Sohn, sowie die übrigen, zahlreich herbeigekommenen Christen knien andächtig betend auf dem Rasen, während die Taufzeremonien vorgenommen werden. Viele Heiden sitzen herum und schauen schweigend und staunend dem ergreifenden Schauspiel zu. Als endlich das seelenreinigende Wasser über das Haupt des Greises fließt, stimmt Father Aloysius mit seiner klangvollen Stimme das Ledeum in der Zulusprache an, und die anwesenden Christen fallen so kräftig ein, daß der Lobgesang hinaus hallt über Berg und Tal. Wie so ganz anders das klingt im Vergleich zu jenem wilden Kriegesgesang, der vor 12 Jahren über dieselben Flächen hallte.

Unter den Mantshonga bekannten christlichen Namen gefiel ihm der Name Paulus am besten, und so erhielt er denselben in der heiligen Taufe. Unser Paulus war glücklich, überglücklich; mit zärtlichen Worten und fast kindlicher Freude dankte er dem Vater Solanus und den Missionschwestern. Und alle, die der Tauffeier beigewohnt hatten, freuten sich mit ihm. Der hochbetagte Paulus Mncadi erlebte einen noch seligeren Tag, als ihm die heilige Kommunion gebracht wurde; schon bald

darauf ging er mit der Taufanschuld hinüber in die ewigen Freuden.

Maryvale ist jetzt eine blühende Mission, umgeben von mehreren Christendörfern. Die ersten Schüler der Schwester sind jetzt verheiratet und sie unterrichtet deren Kinder in der Schule, die ein gutes Beispiel sind für die heidnischen Schüler, deren ja von der weiteren Umgebung her noch immer viele in die Missionschule kommen. Viele christliche Familien gingen aus Mantshongas oder vielmehr Paulus Mncadis Kraal hervor. Drei seiner Söhne wirken als eifrige Katecheten. Sein Sohn „Edelstein“, der hochwürdige Father Mloysius Mncadi, ist ein gar eifriger Priester für die junge Christengemeinde. Jetzt kann und darf er tun, was er an seinem Taufstag so naiv zu tun gewünscht hat. Er predigt, er tauft, er spricht von Sünden los seine ehemaligen Mitschüler, seine Brüder, Schwestern, Neffen und Nichten, sowie die übrigen Negerchristen von Maryvale.

5

## Allerlei aus der Mission

### Dankbarkeit

**A**uf einem meiner vielen Missionsgänge kam ich eines Tages mit dem Kind, das mich begleitete, mitten im Urwald an ein Bächlein. An der silberhellen Quelle sahen wir ein sehr altes Mütterchen, das sich abmühte, Wasser in seine Kürbisflasche zu schöpfen. Mit der einen Hand stützte es sich auf seinen Stock, und mit der anderen Hand strengte es sich an, die Flasche unter Wasser zu halten. Mitleidig traten wir hinzu, schöpften Wasser und nun wollte ich die Kürbisflasche tragen, während das Mädchen das Mütterlein führte. Doch dieses ließ die Alte nicht zu. Mit Anstrengung aller Kraft rief sie: „Du? Du? Mir das Wasser tragen? In Ewigkeit nicht! Das Mädchen mag es tragen, aber mich von einer Weißen bedienen lassen, nein, nein!“

So ließ ich ihr ihren Willen und wir beschlossen, sie in ihr Heim zu begleiten, da sie sagte, es sei nicht mehr weit bis zu ihrer Hütte! Unterwegs hatten wir einen Hügel zu ersteigen. Das Mütterchen kam sehr langsam vorwärts, jedoch auf mein wiederholtes Angebot, ihr zu helfen, sagte sie immer wieder: „Nein, das geziemt sich nicht!“ Endlich kamen wir zu einer elenden Hütte, die ganz versteckt im Bananensfelde stand. Also hier war das Heim dieser alten, verstoßenen Frau; denn da sie schon so alt war, hatten ihre Angehörigen sie einfach hinausgejagt. Hier lebte sie allein in der Wildnis, nährte sich von Bananen und Kräutern.

Tiefes Mitleid erfaßte mich beim Anblick dieses Elendes. Diesmal verabschiedete ich mich, besuchte sie aber nachher, so

oft mich mein Weg in ihrer Nähe vorbeiführte, und redete freundlich, auch über religiöse Dinge, mit ihr. Einige Zeit war ich verhindert, nach ihr zu sehen, und wer beschreibt mein Erstaunen, als eines Tages gegen Abend das Mütterchen keuchend, mit einem Körblein auf dem Kopfe, daherwankte. Mit vielen Zeremonien begrüßte sie mich und sagte, sie hätte eine Ahnung gehabt, als sei ich krank, und darum sei sie gekommen, mich zu besuchen. Sie habe mir auch etwas mitgebracht.

Nun begann sie in ihrem Körbchen zu kramen und holte zwischen Bananenblättern dick gekochten Maisbrei heraus, nebst einem anderen kleinen Päckchen. Dieses begann sie nun sorgfältig auseinanderzuwickeln, und was kam heraus? — Ein kleines, am Feuer geröstetes Mäuschen. (Der größte Leckerbissen dieser Schwarzen.) Jetzt nötigte sie mich, sogleich zu essen, denn das würde mir gut tun, meinte sie. Ich jedoch gab ihr einen Teil vom Brei und vom Mäuschen, nahm das andere und sagte, ich wolle damit zu den andern gehen, wo man sich es wohl schmecken lassen würde. Das gefiel dem Mütterchen und am nächsten Morgen wankte sie fröhlich wieder ihrer Hütte zu. Nach einigen Tagen besuchte ich sie, fand sie krank, unterrichtete und taufte sie. Bald darauf ging sie in die ewige Heimat.

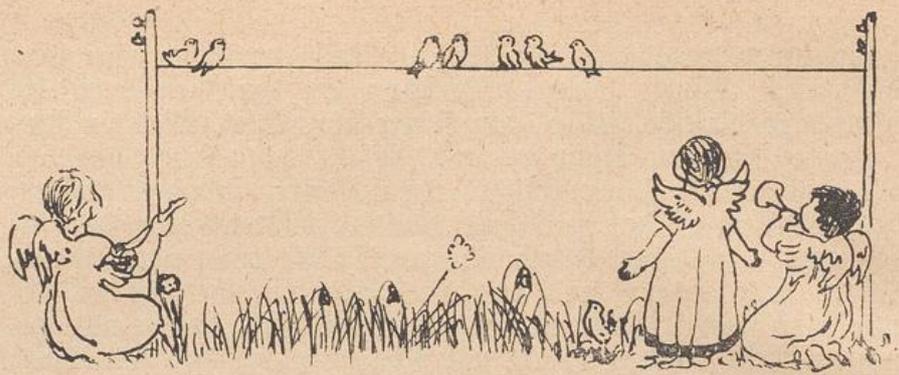
Schw. M. E., Tselgte, Süd-Afrika.

### María Trost

Mankanka, ein Heide mit vier Weibern, war nicht zu Hause, als plötzlich ein kleiner roter Vogel in den Kraal flog, dort herumflatterte und den Ausgang nicht mehr fand. Die anwesenden Frauen waren sprachlos vor lauter Angst, denn nach heidnischem Aberglauben bedeutet gerade dieser Vogel, wenn er in einen Kraal hineinfliegt, großes Unglück. Schnell wird der älteste Sohn, der in der Nähe war, herbeigerufen. Rasch nahm er ein altes Lehmgeschirr, ukamba genannt, füllte es mit Wasser, das mit kaffrischer Medizin vermischt war, nahm einen Zweig vom Baume und begann alle Hütten von innen und außen mit dieser Medizin zu besprengen mit den Worten: „Gehe fort, Unglück“ (puma umhloli). Er setzte dann ein Gefäß mit Medizin neben den Viehkraal. Jetzt suchte er den armen Vogel zu bekommen und tötete ihn dann. Der Vogel, so glauben die Heiden, sei von jemand geschickt, dem Kraal ein Unglück zuzufügen. Er nahm nun denselben, verrieb ihn mit einigen Kräutern und machte sich so eine Gegenmedizin. Als nun Mankanka heimkam, schickte er zu seinem Bruder, einem Wahrjager, und hoffte, somit den Mann zu bekommen, der den Vogel als Vorbedeutung des Unglücks gesandt hatte. Derselbe war abwesend. Er rief dann den heidnischen Arzt (inyanga) herbei, um alle Kraalbewohner gegen das vermeintliche, hereinbrechende Unglück zu sichern. Der inyanga kam und verlangte

sofort einen nagelneuen Shilling, 1 Mark, damit er seine Medizintasche öffnen könne. Nachdem er denselben erhalten, öffnete er dieselbe, nahm von seiner kaffrischen Medizin heraus, ließ sich ein Huhn bringen, schnitt dann demselben den Kopf ab und ließ das Blut in ein Geschirr laufen. Von dem Hühnerfleisch aß der heidnische Doktor, während er gemahlene schwarze Medizin mit dem übrigen Fleisch vermengte, es am Feuer heiß machte und es dann den Kraalbewohnern abwechselnd in die Hände und in den Mund gab. Von einem gewissen Wild wurden Haare auf Kohlen gelegt und der Rauch mußte eingeatmet werden; er soll den Zauber vertreiben und gegen alle Uebel schützen. Jene die dieses unterlassen, müssen nach ihrem Glauben bald sterben, denn der Zauber hat Gewalt über sie. Darauf wurde allen an verschiedenen Stellen des Körpers die Haut aufgeritzt, dann mußten sie sich mit Medizin einreiben, besonders im Gesicht. Der heidnische Doktor setzte dann vor jeden Kraal einen Stein, um dem Zauber den Eingang zu verwehren. Erschien eine Eule, ein Steinhase usw. beim Kraal, so mußte von neuem das Besprengen vorgenommen werden. Nun wurde eines Tages Mandundu, die Tochter des Mankanka, krank. Sie sprang plötzlich auf und ihrem Bruder auf den Rücken und umfaßte seinen Hals. Es war an einem Sonntagnachmittag; ihre beiden getauften Schwestern waren noch nicht zurück vom Gottesdienst. Mandundu verdrehte die Augen, gab keinen Laut von sich und schien zu sterben. Man brachte sie eiligst aus dem Kraal hinaus, wo sie dann ohnmächtig zusammenbrach. Man goß Wasser über sie und rief ihre Mutter herbei, die wie wahnsinnig herumlief und schnell zu ihres Mannes Bruder, einem Wahrsager, schickte. Derselbe war nicht anwesend. Nun begann Mankanka, der Vater des Kindes, seine Eltern und Voreltern heraufzubeschwören. Er setzte sich neben das kranke Kind und begann zu jammern: Makosi, o ihr Herren, wo und was habe ich denn gefehlt? Sei es auch, was immer, sagt nur, was ihr von mir wollt, nur helft mir und rettet mein Kind. Unterdessen waren seine beiden katholischen Kinder heimgekommen. Als sie sahen, wie das Schwesterchen ohnmächtig zu Boden lag und wie der Vater seine heidnischen Vorfahren beschwor, ihm zu helfen, verwiesen sie es ihm und sagten: „Laß ab von dem, der liebe Gott könnte dich strafen und das Kind wirklich sterben lassen. Laßt uns zum lieben Gott beten und das Kind mit Weihwasser besprengen.“ Da sich die Ohnmachtsanfälle noch einige Male wiederholten und man für das Leben des Kindes fürchtete, taufte das älteste Mädchen seine Schwester auf den Namen Elisabeth. Nach der Taufe kehrten die Anfälle nicht wieder. Elisabeth war bald wieder gesund und ist jetzt in unserer Schule.

Schw. M. Amata, C. P. S.



## F ü r d i e K i n d e r

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!

**W**elche Freude auf dem weiten Erdenrund! Auch unser kleines Emaus hatte seinen Teil daran! Die Christen, welche meistens 1—3 Stunden im Umkreis wohnen, kommen schon am Heiligen Abend nachmittags zur Station, um dort irgendeinen Winkel zum Übernachten zu bekommen und dann der heiligen Messe in der Mitternacht beiwohnen zu können. Wie immer, war auch dieses Jahr unser Kirchlein überfüllt mit frommen Anbetern des göttlichen Kindleins. Einige Tage vorher hatte ich unsern Mädchen die Begebenheiten bei der Geburt Christi ins Gedächtnis gerufen. Unsere kleine siebenjährige Ignatia hatte das größte Interesse für die heiligen Engel, welche den Menschen den Frieden verkündeten.

Als wir nun in der Heiligen Nacht ins Freie traten, warf die silberne Sichel am Himmelszelt noch ihre Schatten in den Hofraum, während der Kreuzberg im hellen Mondlichte strahlte. Ignatia schmiegte sich fester an mich und fragt: „Nkosazana, sind jetzt die heiligen Engel wiedergekommen und ist das nicht deren himmlischer Lichtschein? O wie schön ist es doch heute und wie schön wird es erst in Bethlehem sein.“

Die heilige Messe war ihr heute viel zu kurz und sie betete mit einer Andacht ihre „Yeti Maria“, daß man unwillkürlich mitbeten mußte. Eine kleine Enttäuschung gab es allerdings bei Besichtigung des Christbaumes und Krippleins. Sie hatte nämlich gehofft, das Christkindchen werde ihr eine kleine Puppe mitbringen. Noch in den letzten Tagen hatte sie Bruder Schaffner, der geschäftshalber nach Lourdes ging, den Auftrag mitgegeben, doch ja dem lieben Weihnachtsengel, wenn er ihm begegne, die besten Grüße von ihr auszurichten und ihn an eine Puppe zu erinnern. Trotzdem hatte es der Engel übersehen. Sie versprach jetzt recht brav zu werden, damit das Christkindlein nächstes Jahr in dieser Beziehung an sie denke.

Zum Hochamte waren alle unsere Christen eingeladen worden, nach Lourdes zu kommen. Lourdes ist eine der größten Missionsstationen. Dort wurde die Geistlichkeit vom Rectoraat mit Blechmusik abgeholt und in die Kirche geleitet. Unsere Mädchen waren schon um 6 Uhr in ihren neuen Kleidchen und einem roten Bändchen auf dem schwarzen Krauskopf auf dem Wege, um doch rechtzeitig in die Kirche zu kommen. Am Abend wurden sie nicht mehr fertig mit Erzählen, wie schön es da gewesen. Die Meisten hatten zum erstenmal einem Levitenhochamte beigewohnt und konnten nicht genug wiederholen, wie schön die drei Priester am Altare gewesen und erst die acht kerzentragenden Ministranten. Die Musik sei so schön gewesen, daß man glaubte, im Himmel zu sein. So müßten wohl die Engelein auf Bethlehems Fluren geblasen haben, meinte unsere muntere Schar. Unsere kleine Ignatia glaubte sicher, daß die Engel von Bethlehem mitgesungen haben, wenn sie auch nicht zu sehen waren.

Später plauderten unsere schwarzen Kinder noch über die Engel. Da fällt dem Wendelin ein, Laurentia zu fragen, ob es denn nicht gut wäre, wenn der liebe Gott ihrem Schutzengel erlauben wollte, so oft sie Böses tun, ihnen jedesmal eine Ohrfeige zu geben. „O,“ meinte Laurentia, „da hätte er bei dir viel zu tun und zum Schlusse würdest du noch mit ihm raufen, weil du dir die vielen Ohrfeigen nicht gefallen lassen würdest.“ „Hm,“ antwortete er, „du könntest so unrecht nicht haben.“ Und sie waren alle froh, daß die Engel so gut und milde sind. Denkt ihr, liebe Kinder, auch an euren Schutzengel, der mit euch so gerne zum Krippchen gehen möchte, wo das Jesulein auf euch wartet?



### Die Macht des Wassertropfens

Ein Amerikaner wettete mit einem Athleten um eine ansehnliche Summe, daß dieser nicht imstande sei, einen Liter Wasser tropfenweise aus der Höhe von drei Fuß auf seine flache Hand fallen zu lassen. Lachend ging der Kraftmensch, der keine allzu zarte Damenhand besitzt, auf den Spaß, wie er sagte, ein, und die ganze Gesellschaft hielt die Wette für den Amerikaner schon für verloren! Das Wasserquantum wurde abgemessen und in ein entsprechendes, mit einem dünnen Abflußrohr versehenes Blechgefäß hineingegossen. Sodann wurde auch die Tropfdistanz fixiert und das Geduldspiel begann. Bis 300 war schon unter allgemeiner Stille gezählt worden, und ebenso viele Wassertropfen waren auf die Handfläche des Athleten niedergefallen. Derselbe wurde immer roter im Gesicht, verbiß anfangs den Schmerz, den er empfand, konnte es aber,

nachdem etwa 420 Tropfen auf seine Hand herabgeträufelt waren, nicht mehr aushalten. Seine innere Handfläche war sehr stark entzündet, an einer Stelle sogar die Haut gesprungen und das blutende Fleisch bloßgelegt. Und doch war erst ein kaum merklicher Teil des Liters Wasser aus dem Blechgefäße verschwunden. Die Gesellschaft konnte sich vor Erstaunen kaum fassen, und am verwundertsten war der Athlet selbst. Wer die Geschichte nicht glauben will, möge selbst einen Versuch machen.



### **Herzlichen Dank**

Allen lieben Wohltätern und Abonnenten, welche im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

Kehr in dir ein,  
Sonst kann der Herr nicht Einkehr nehmen.  
Du mußt zu Hause sein.  
Dann pocht er an  
Und spricht bei wohlverschlossener Pforte,  
Wodurch die Welt nicht kann.

### **Vollkommene Ablässe**

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut vom 15. Januar bis 15. Februar 1937 gewinnen können.

Vollkommener Ablass am Feste Mariä Lichtmeß. Unvollkommener Ablass von einem Jahr, so oft man sich bemüht, auf was immer für eine Weise die Andacht zum kostbaren Blut zu verbreiten.

### **Goldkorn**

für die Mitglieder der Erzbruderschaft: So, wie selbst das härteste Brot durch Wasser weich und genießbar wird, so vermag auch das Blut Christi die größten schmerzlichsten Leiden erträglich zu machen.

### **Gebetserhörung**

Dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Josef und der lieben Mutter Gottes innigen Dank für wunderbare Hilfe. N. N.

### **Das Totenglöcklein**

Das Totenglöcklein meldet das Hinscheiden unserer lieben Abonnenten, des hochw. Herrn Pfarrers Zehender, Sondershofen; Herrn Joh. Hans, Klosters; Wwe. Theodor Weßling, Frau Genesia Terlinden, beide aus Wesel, und Fr. Anna Schindler aus Markelsheim. In treuer Liebe und Dankbarkeit wollen wir recht innig für die lieben Verstorbenen beten, damit sie sich im neuen Jahr bereits der Anschauung Gottes erfreuen dürfen. Wir bitten unsere lieben Leser und Leserinnen, sich unserm Gebet mit Andacht anzuschließen.

R. i. p.